

thematisch – in die Nähe »eines gewisse[n] Dr. Sigmund Freud« gerückt (113). Solch betuliche Formulierungen finden sich in fast allen Essays, und sie fallen insbesondere im Kontrast zu solch direkten Wendungen, wie der, daß sich Schnitzlers *Reigen* »rein um Sex« drehe (ebd.), negativ auf. Ein durchgehend sachlicher, unpathetischer Stil hätte dem Buch gutgetan. Im weiteren fehlt keiner der einschlägigen Autoren der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: die Brüder Heinrich und Thomas Mann sind ebenso berücksichtigt worden wie Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Hermann Hesse, Alfred Döblin, Robert Musil, Franz Kafka, Gottfried Benn, Bertolt Brecht u. a. m. Mit Max Frisch und Friedrich Dürrematt werden zwei wichtige deutschsprachige Schweizer der Nachkriegszeit vorgestellt. Die DDR-Literatur wird vertreten durch Heiner Müller. Heinrich Böll rangiert als Vertreter einer engagierten bundesrepublikanischen Literatur und als Chronist der Zeit (222–224). Er stellt für Scholl den »international prominentesten deutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit« dar (247) – gemeinsam mit Günter Grass, mit dem er den Band abschließt.

*Summa summarum* lassen sich die Essays gut lesen, ohne ins Triviale abzurutschen, und werden so von Sprache und Anspruch her der anvisierten Zielgruppe zweifelsohne gerecht. Interessanter und informativer sind indes i. d. R. die bereits erwähnten »Faktenseiten«. Die Essays wiederum werden flankiert von Textkästen mit Hintergrundinformation, so zum Beispiel zur Fruchtbringenden Gesellschaft (15), zur Weltliteratur (33), zum Poetischen Realismus (94), zum Verhältnis der Brüder Heinrich und Thomas Mann (124) u. v. a. m. Wie für die Reihe üblich, ist das Buch reich bebildert. Dabei folgt der Verf. dem Trend, Standbilder aus Verfilmungen zur Illustration heranzuziehen.

Trotz aller geäußelter Kritik und Vorbehalte: Durch den vorliegenden Band wird der Stellenwert der Literatur innerhalb des umfangreichen, aber auch sehr heterogenen Kanons aus dem Hildesheimer Traditionsverlag noch einmal hervorgehoben. Die durchweg ansprechend aufgemachten populären Klassiker-Bücher richten sich zwar vorrangig an ein interessiertes Laienpublikum. Der besondere Wert der *50 Klassiker*-Reihe liegt aber letztlich in ihrer thematischen Breite, die an enzyklopädische Vollständigkeit heranreicht.

*Keyvan Sarkhosh*

Bernhard Metz u. Sabine Zubarik (Hg.): *Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten*. Berlin (Kulturverlag Kadmos) 2008 (= *Kalaidogramme*, Bd. 33). 442 S.

Spricht man von Anmerkungen in Texten, meint man in der Regel die Fußnoten am Ende einer Seite. Eine ihrer vorrangigen Funktionen ist es, der Argumentation des Autors die notwendige Autorität zu verleihen, um innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses als legitim erscheinen zu können. Sie sind *das* Zeichen zum Ausweis des wissenschaftlichen Kapitals, mit dem der Autor seinen Eintritt in den Wissenschaftsdiskurs bezahlt. Daher mag es auch der verständliche Wunsch jedes wissenschaftlichen Autors sein, in den Fußnoten eines anderen Textes aufzutauchen. Wird die Fußnote innerhalb eines eigenen Textes als Mittel der Reverenz eingesetzt, bedeutet die Nennung in einem fremden Text, als Autorität von jemand anderem anerkannt zu werden.

In Abwandlung des cartesianischen *Cogito* könnte man hinsichtlich der Frage der wissenschaftlichen Reputation überspitzt formulieren: ›Ich zitiere, also werde ich‹ bzw. ›Ich werde zitiert, also bin ich.‹<sup>17</sup>

Abgesehen von diesen texttheoretischen Reflexionen, muss eine Anmerkung zunächst einmal zur Kenntnis genommen werden, doch bekanntlich kommt jedem Leser geisteswissenschaftlicher Prosa die Freiheit zu, dies nicht zu tun. Anders Bernhard Metz und Sabine Zubarik: Die beiden Herausgeber haben mit dem Sammelband *Am Rande bemerkt* die Erträge eines Workshops (28.–30. Juni 2006 an der Universität Erfurt) vorgelegt, der der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit literarischen Anmerkungspraktiken galt. Dieses Forschungsfeld ist bekanntermaßen zuerst von Gérard Genette kultiviert worden, der in seinem Buch *Seuils* (1987) ein systematisches Instrumentarium zur Beschreibung der unterschiedlichen Formen paratextueller Gestaltung entwickelte und deren sinnkonstitutive Funktion für literarische Texte erläuterte. Wie wenig tauglich jedoch Genettes Instrumente zur Beschreibung der funktionalen Vielfältigkeit literarischer Anmerkungspraktiken sind, betonen die Herausgeber bereits in der Einleitung. Insbesondere die »dys- und kontrafunktionalen, sinnenstellenden, lektüreverlangsamenden und -verhindernden Fähigkeiten« von Anmerkungspraktiken dienten dazu, »sowohl ein lineares Textkonzept als auch die gängige Definition von ›Paratextualität in Frage« zu stellen (9). Literatur, die ihren intertextuellen Netzwerkcharakter so offensichtlich auch typographisch inszeniert, erfordert neue Text- und Lektüremodelle. Die Lektüre von Literatur unterscheidet sich damit eindeutig von der Lektüre wissenschaftlicher Prosa, die trotz ihrer Anmerkungen weitgehend linear verläuft bzw. verlaufen kann, und zwar ohne, dass der Leser einen Nachteil davon hat. Demgegenüber stehen das »Stöbern, Springen und Blättern« als Praktiken nichtlinearen Lesens von Fußnotentexten (ebd.).

Der Band versammelt 18 Beiträge und dokumentiert hinsichtlich der Textauswahl und der methodischen Zugänge der einzelnen Aufsätze sowohl die historische wie auch die funktionale Vielfältigkeit von Fußnoten in literarischen Texten. Er beweist die Ubiquität des Phänomens von Fußnotentexten in der literarischen Tradition verschiedener Nationalliteraturen. Dementsprechend gehorcht die Anordnung der Beiträge der chronologischen Kontinuität: Die Reihe beginnt mit einem Beitrag von Johann Klaus Kipf über die Verwendung von Marginalnoten in deutschen literarischen Texten bis 1520 (33–58) und führt über kanonische Texte wie Cervantes' *Don Quijote* (vgl. den Beitrag von Eva Erdmann, 59–75) bis zu Autoren der (Post-)Moderne, wie Vladimir Nabokov, George Perec, Mark Z. Danielewski und David Foster Wallace (vgl. Julika Funk, 261–267; Andreas Pfersmann, 277–329; Anthony Enns, 373–394; Iannis Goerlandt, 395–416).

Des Weiteren werden Bereiche erkundet, für die sich die Literaturwissenschaft gewöhnlich nicht zuständig fühlt bzw. die sie schlicht vernachlässigt: So untersucht Sabine Mainberger in ihrem Beitrag *Flußnoten. Zu Daniel Spoerri et al.: An Anecdoted Topography of Chance* (235–259) ein Künstlerbuch von Daniel Spoerri, das aufgrund

17 Vgl. die ausführliche Darstellung des Komplexes ›Autorität und Typographie von Fußnoten‹ in dem ausgezeichneten und lesenswerten Aufsatz von Michael Cahn: Die Rhetorik der Wissenschaft im Medium der Typographie. Zum Beispiel die Fußnote. In: Hans-Jörg Rheinberger, Michael Hagner u. Bettina Wahrig-Schmidt (Hg.): Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur. Berlin 1997, 91–109.

mehrerer Überarbeitungen diverser Ko-Autoren vor allem einen Zuwachs an Fußnoten erfahren hat und die Trennung zwischen Text und Paratext nivelliert. Bettina Kümmerling-Meibauers Beitrag widmet sich hingegen einigen Beispielen aus der Kinderliteratur und zeigt, inwiefern der Einsatz von Anmerkungen eine Mehrfachadressiertheit zur Folge hat, so dass die besprochenen Texte auch von Erwachsenen rezipiert werden können (277–295).

Einen Schwerpunkt des Bandes stellt die Beschäftigung mit Jean Paul, in vier Beiträgen Gegenstand, dar (vgl. Till Dembeck, 149–167; Bettine Menke, 169–190; Magnus Wieland, 191–208; Annina Klappert, 209–233). Allen diesen gemein ist der Versuch, am Beispiel Jean Pauls konventionelle Textordnungen durch adäquatere Beschreibungsmodelle zu ersetzen sowie die sich daraus ergebenden Konsequenzen für eine Lektüre zu reflektieren. Till Dembeck versucht etwa in seinem Aufsatz *Text ohne Noten? Der Ort von Anmerkung und Digression bei Rabener und Jean Paul* einen nicht-linearen Textbegriff zu konturieren. Der Abweichung wird jenseits ihrer aus der antiken Rhetorik abgeleiteten, bloß ornamentalen Funktion hier eine Text konstituierende Funktion zuerkannt. Um das Verhältnis zwischen

Haupt- und Nebentext zu beschreiben, greift Dembeck auf die aus der Systemtheorie Luhmanns bekannte Unterscheidung zwischen Figur und Ornament zurück. Seine folgende Lesart von Rabeners *Noten ohne Text* versteht diesen als aufklärerisch motivierte Kritik an erstarrten Formen gelehrter Kommunikation. Er erkennt in den ornamentalen Fußnoten den figurativen Teil einer primären Textordnung, während der eigentliche Text aus der Organisation herausfällt und zum Ornament des Textgefüges wird. Dabei sei die, im übrigen völlig plausible, Rabener-Lektüre eine kontingente Entscheidung; dies wirft die Frage auf, wie oder nach welcher Norm man als Leser überhaupt entscheiden kann, was als Haupttext (Figur) und was als Nebentext (Ornament) eines Textes gelten dürfe. Am Beispiel Jean Pauls wird schließlich das komplexe Wechselverhältnis zwischen diesen Textebenen beschrieben und vor dem Hintergrund der Jean Paulschen Poetik des ›gelehrten Witzes‹ als ›Reflexion auf die Bedingungen von Textualität und Lektüre‹ (165) erläutert. Die Unterscheidung zwischen Ornament und Figur, so Dembeck, ließe sich nicht am Text zeigen, sondern sie realisiere sich immer erst im Akt der Lektüre; damit schlägt Dembeck einen Textbegriff vor, der als Konfiguration einer Figur/Ornament-Unterscheidung gedacht wird, wobei immer die Figur-Seite dieser Unterscheidung markiert würde (167).

Hinsichtlich der Infragestellung eines konventionell geordneten Textgefüges weist Magnus Wielands Beitrag *Parasitärer Paratext. Die ›Hand in margine‹ in ›Des Feldpredigers Schmelzle Reise nach Flätz‹* in eine ähnliche Richtung, wobei seine Überlegungen den Werkzusammenhang nicht überschreiten, jedoch eine Umakzentuierung eines gängigen Verständnisses der Arbeitsweise bei Jean Paul nahelegen. Dessen Anmerkungspraxis wird verstanden als ›Reflexion im Hinblick auf das literarische Selbstverständnis, das mit ihr zum Ausdruck kommt‹ (193). Dieses stehe allerdings nicht im Dienste einer Kritik oder Parodie gelehrter Kommunikation, sondern sei eigenständiges Mittel einer ›sekundären Textverarbeitung‹ (208), wie Jean Pauls extensive Arbeit mit Exzerpten beweise. Annina Klappert geht in ihrem Beitrag *Hypertext und Fußnote. Strukturen der ›Vielwegigkeit‹ als medientheoretisches und literarisches Phänomen* von einer Definition des Hypertextes als verallgemeinerte Fußnote aus. Dadurch ist es ihr möglich, Hypertexte und Texte mit einem Anmerkungsapparat hinsichtlich paralleler texttheoretischer Probleme zu vergleichen. Ein Text wird demnach als Angebot von Lesewegen verstanden,

das bei Hyper- und Fußnotentexten – deren literarischer Repräsentant Jean Paul ist – in eine Vielwegigkeit umschlägt und daher verschiedene, neuartige Lektürestrategien erfordert.

Zum Abschluss sollen noch zwei weitere Beiträge kurz erwähnt werden, von denen der eine thematisch, der andere wegen des Layouts aus dem Gefüge der Einzelstudien herausfällt.

Remigius Bunias Abhandlung *Fußnoten zitieren*, die den anderen Beiträgen vorge-schaltet ist, bietet eine systemtheoretisch fundierte Reflexion über die methodischen Implikationen der Zitierpraxis von Fußnoten für die literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung (13–32). Holt Meyers und Sabine Zubariks Beitrag *Zum Zuviel zuviel: Fußnoten und Klammern: Die Wiederaufnahme: Angelus Silesius' ›Cherubinischer Wandersmann‹ und Robbe-Grillet's ›La Reprise‹* (77–100) bricht das konventionelle Erscheinungsbild wissenschaftlicher Texte auf, indem das Layout der Seite in eine innere und eine äußere Spalte unterteilt ist, deren Typographie jeweils verschieden ist. Als Markierung dieser Trennung dient ein typographisch wiederum kleineres, vertikal gedrucktes Zitat aus Robbe-Grillet's Roman *La Reprise*. Ob diese Gestaltung nur der Integration ästhetischer Elemente dient oder die Textorganisation für die Argumentation notwendig ist, soll an dieser Stelle nicht entschieden werden.

Fazit: Die Beiträge des Sammelbandes *Am Rande bemerkt. Anmerkungspraktiken in literarischen Texten* sind gleichermaßen innovativ wie aufschlussreich. Vor allem sei noch einmal darauf hingewiesen, dass die Unterschiedlichkeit der behandelten Gegenstände wie der methodischen Zugangsweisen gerade die Stärke des Bandes ausmachen. Der Band erschließt ein bisher vernachlässigtes Terrain innerhalb der Forschungslandschaft, das bisher weitgehend auf den Aspekt der Wissenschaftsparodie beschränkt war und bietet einen ausgezeichneten Überblick über die aktuellen Fragestellungen des Forschungsfeldes. Wer sich darüber hinaus mit der Forschungsliteratur vertraut machen möchte, sei auf die umfangreiche Bibliographie (417–436) verwiesen, die neben allen zitierten und behandelten Texten thematisch relevante Forschungsliteratur bereitstellt.

Kai L. Fischer

Andrea Hübener, Jörg Paulus u. Renate Stauf (Hg.): *Umstrittene Postmoderne. Lektüren*. Heidelberg (Winter) 2010. 396 S.

Die Postmoderne ist umstritten. Sie provoziert Kontroversen nicht nur, indem sie Grenzen überschreitet, sondern weil sie paradigmatisch als der entgrenzte Spielraum auftritt, dessen Regeln und Charakteristika kaum noch auf den Begriff zu bringen sind, schon gar nicht auf den *eindeutigen*, dem sich das Begehren der Wissenschaft, trotz aller frisch eroberten Liebe zur Pluralität, letztendlich doch verschrieben hat. Ein Denken, das sich in seiner theoretischen Grundgeste jeder endgültigen Wert-, Sinn- und Wahrheitsfixierung verweigert, ein solches Denken entzieht sich, weil radikal selbstreflexiv, auch jeder Eigen-Definition. Die Postmoderne schillert; sie flirtet; sie oszilliert. »Die Unmöglichkeit einer eindeutigen Definition der Postmoderne«, heißt es in dem Eingangsaufsatz des vorliegenden Sammelbandes, »ist zugleich ihre einzig mögliche Definition.« (IX) Das klingt so übertrieben, wie es ist, aber diese Übertreibung verweist sehr